

Aus der Weltkirche

Seit dem Konzil haben wir uns an das Interesse gewöhnt, das die gesamte Presse den kirchlichen Ereignissen immer wieder entgegenbringt. Wer annehmen wollte, diese Aufmerksamkeit werde doch allmählich in Indifferenz umschlagen, muß sich eines Besseren belehren lassen. Gerade unsere diesmalige Berichtsperiode, die vom vergangenen Frühjahr bis zum Herbst reicht und mit der eben zu Ende gegangenen II. Römischen Bischofssynode schließt, liefert dafür unumstößliche Beweise.

Wohl hat es neben dem unvermindert von Spannungen, Auseinandersetzungen und „aggiornamento“-Versuchen gekennzeichneten alltäglichen kirchlichen Leben eine ganze Menge hervorragender Ereignisse gegeben. Aber die von ihnen gelieferten Schlagzeilen zeugen sicher nicht allein von der Neugierde und Sensationslust unserer Zeit; sie verraten auf jeden Fall, daß die sogenannten Meinungsmanager die Kirche nicht einfach abgeschrieben haben und lassen immer wieder erkennen, daß die Menschen von heute nicht einfach achtlos an den Antworten vorbeigehen, die die Kirche auf ihre Probleme gibt oder geben könnte. Ob diese Antworten hingenommen und befolgt, abgelehnt oder kritisiert werden; ob andere Weisungen und Hilfen erwartet werden, ist wohl eine Frage für sich. Nichtsdestoweniger wird an diesem Interesse, das in vielen Fällen sicher auch Erwartung, vielleicht ungeduldige Erwartung ist, deutlich, wozu die nach Vaticanum II eingeleiteten Reformbestrebungen in der Kirche dienen sollen und wie ernsthaft und zielstrebig sie durchgeführt werden müßten.

Den Filmablauf des kirchlichen Geschehens auf wenigen Seiten festhalten zu wollen, erweist sich gerade diesmal als ungemein schwierig. Angesichts dieser Unmöglichkeit, auch nur kurz auf das einzugehen, was hier oder dort in der Kirche aus dem Rahmen des Alltäglichen – von der pastoralen Aufgabe her gesehen aber nicht Unnützen oder Überflüssigen, sondern Blutnotwendigen – herausfällt, wollen wir uns in diesem Überblick von vornherein auf einige wenige große Ereignisse beschränken.

Neue Kardinäle

Die Kardinalsernennungen vom letzten Frühjahr, die sie begleitenden Umbesetzungen an der Kurie, besonders die Ablösung von Staatssekretär Cicognani durch den französischen Kardinal Villot, gehören bereits der Geschichte an. Selten noch kommen Kommentatoren hierauf zurück; die sich förmlich jagenden Ereignisse der letzten Monate ließen auch keine Zeit dazu. Im Blickfeld standen eine Zeitlang die üblichen, das neue Kardinalskollegium unter dem Gesichtspunkt seiner Zusammensetzung nach Nationalitäten bewertenden Überlegungen. Sie zeigen natürlich, daß die „Entitalienisierung“ Fortschritte macht. Doch die Befürworter einer solchen Entwicklung müssen resigniert zur Kenntnis nehmen, daß beim derzeitigen Rhythmus viele Jahrzehnte vergehen werden, bis das erreicht ist, was sie für die Kirche hic et nunc, und nicht erst für das nächste Jahrhundert, für notwendig erachten.

Gerätselt wurde selbstverständlich auch über die Namen der zwei bloß „in petto“ ernannten Kardinäle. Das führte so weit, daß ich bei einem Besuch in der Sowjetunion diebezüglich um meine Meinung gefragt wurde. Zusätzlich beweist diese persönliche Begebenheit, daß auch in der Sowjetunion das Interesse an der katholischen Kirche nicht einfach tot ist, wenngleich der gewöhnliche Bürger, mangels hinreichender Information, kaum imstande ist, sich eine eigene, persönliche Meinung zu bilden. In Sagorsk hingegen wurde mir auf meine betreffende Frage hin der Bescheid, man sei über die Entwicklung bestens im Bilde. Andere Fragen, über den Ökumenismus, die Zahl der Priester und Priesterkandidaten in Rußland etc., erhielten eher ausweichende Antworten. Doch das alles nur nebenbei.

Besonders die unerwartete Ersetzung Cicognani durch Villot hat natürlich die Aufmerksamkeit längere Zeit hindurch gefesselt. Allerdings geschah es meist oder doch viel zu oft in einer ganz vordergründigen Art, unter dem reißerischen Titel „Machtergreifung der Franzosen“. So verdeckte verletzter Nationalstolz die entscheidendere Frage, wer Villot eigentlich ist und was von ihm erwartet werden kann. Dieser Problematik ist man m. E. am meisten noch im französischen Sprachraum nachgegangen, ohne allerdings zu eindeutigen, zwingenden Schlußfolgerungen über den ehemaligen Erzbischof von Lyon zu kommen. Andererseits hat die Promotion verschiedener Franzosen bei der „ältesten Tochter der Kirche“ verständlicherweise Genugtuung ausgelöst, die allerdings immer in solchem Rahmen blieb, daß sie nach keiner Seite hin verletzen konnte.

Direkt überraschend kam für viele die Berufung des Pariser Jesuitentheologen Daniélou, der einmal als einer der Erneuerer der französischen Theologie und als einer der Wortführer der Reformbewegung in der Kirche galt. Seither hat er sich gründlich gewandelt, wie von manchen Beobachtern nicht ohne peinliche Betroffenheit festgestellt wird. Besonders seit seiner Erhebung ins Kardinalat hat er sich durch eine ganze Reihe eindeutig konservativer, polemischer Stellungnahmen ins Gerede gebracht. Gerade an seinem Beispiel, wie überhaupt an der „Promotion der Franzosen“ und allgemein an der bis jetzt erfolgten Internationalisierung der Kurie, wird offensichtlich, wie die von vielen dringend gewünschte Kurienreform noch nicht durch die sogenannte Entitalienisierung durchgeführt ist. Entscheidender als die Nationalität ist und bleibt der Geist, der in den kirchlichen Verwaltungsorganen weht.

Vielfach hervorgehoben wurde denn auch die „feine Dosierung“ zwischen sogenannten „Progressiven“ und „Konservativen“, die die jüngste Kardinalserhebung Pauls VI. auszeichnet. Unschlüssig sind sich die Beobachter nur in der Beantwortung der Frage, ob sich in diesem vorsichtigen Abwägen die intime Natur Pauls VI. widerspiegelt oder ob er in seinem Vorgehen bewußt diesen Weg der Mitte als den besseren hält, oder ob hier ein praktischer Kompromiß zwischen seinem eigenen Willen und konträren Kräften vorliegt. Wie dem auch sei, man kommt nicht umhin, in dieser Kardinalspromotion eine Parallele zu sehen zum gesamten bisherigen Pontifikat des jetzigen Papstes, der zwar eindeutig in der Linie von Vaticanum II steht, andererseits aber immer wieder pessimistische Stimmen zur Frage verleitet, ob wir mit Zögern und halben Reformmaßnahmen wirklich vom Fleck kommen.

Genf

Die überraschende und viel kommentierte Reise Papst Pauls VI. nach Genf wies drei besondere Merkwürdigkeiten auf: Offiziell war es ein Besuch bei der Internationalen Arbeitsorganisation, die den fünfzigsten Jahrestag ihrer Gründung feierte. So gesehen, hatte diese Reise manches mit jener nach New York, zur UNO, gemein. Aber es war nolens volens auch ein Besuch in der Zitadelle Calvins, die sich heute rühmt, Sitz des Weltkirchenrates zu sein. Schließlich war es ein Zusammentreffen mit dem als nüchtern bekannten Schweizer Volk.

Mit dem Entschluß, nach Genf zu gehen, bekräftigte der Papst einmal mehr den kirchlichen Aufbruch, der ihm sonder Zweifel am Herzen liegt. Daß er nicht vor den diesmal ganz besonders offenkundigen Schwierigkeiten zurückschreckte, beweist, wie ernst es ihm gemeint ist. Am wichtigsten dünkt uns denn auch das Zeugnis, das er im Namen der ganzen Kirche gegeben, und die Weichen, die er gestellt hat.

Da ist zunächst seine ehrende Anerkennung für die Welt der Arbeit, für eine internationale Organisation und für die Sorgen der Völker, die hier in Genf seit fünfzig Jahren zusammenarbeiten. Was er an Richtlinien gegeben hat, reicht nicht über das hinaus, was wir aus den Sozialzyklen oder aus „Gaudium et Spes“ kennen. Nur in einem Punkte ist sein Appell drängender gewesen, in der Frage der Mitbestimmung der Arbeitnehmer in den Unternehmen, ohne allerdings auch hier so konkret zu

werden, daß verschiedenartige Interpretationen und Haltungen auf katholischem Boden nicht mehr möglich wären.

Wenigstens soviel Aufmerksamkeit wie sein Auftreten vor der IAO erregte sein Besuch beim Weltkirchenrat. Wohl hatte es vorher auf protestantischer Seite etliche warnende, protestierende, ablehnende oder auch sektiererisch gehässige Stimmen gegeben. Doch konnten sie keineswegs als repräsentativ angesehen werden. Bei der großen Masse der Protestanten überwog wahrscheinlich kühle Neugierde, was da geschehen werde. Übrigens konnten vor dieser Reise auch eine ganze Menge katholischer Stimmen ihre Unsicherheit kaum verbergen.

Das Bild, das dann überall im Gedächtnis haften blieb, zeigt den Papst beim Gebet inmitten der Vertreter aller nichtkatholischen christlichen Bekenntnisse. Das Erregende daran ist sonder Zweifel der von ihm nach Jahrhunderten der Feindschaft, des Hasses, der Polemik und der Lieblosigkeiten bezeugte gute Wille. Mehr konnte nicht erreicht werden. Das Erreichte aber ist sehr viel, wenn man bedenkt, daß vor hundert Jahren das Papsttum sich in ein Getto zurückzog, während der heutige Träger des Petrusnamens sich nicht scheut, das Rom Calvins zu besuchen und der im Weltkirchenrat geleisteten Arbeit ehrende Anerkennung zu zollen. In bezug auf das Verhältnis zueinander hat der Papst, ohne auf der einen Seite Türen zuzuschlagen und auf der anderen Grenzen zu verwischen, deutlich ausgesprochen, was er für nötig hielt. Kritische Bemerkungen dazu hat es sowohl auf katholischer wie protestantischer Seite gegeben. Heute indes darf ohne Zögern ausgesprochen werden, daß das ökumenische Verhältnis durch diesen Besuch jedenfalls nicht verschlechtert wurde.

Die Begegnung des Papstes mit den Schweizern schließlich wurde für die fremden Beobachter oder die Zeugen am Televisionsapparat zu einer beinahe befremdenden Überraschung. Es gab keinen Menschauflauf, keine tumultuöse Begrüßung und ganz sicher auch keinen falschen Triumphalismus – im Gegensatz zu etlichen anderen Auslandsreisen des Papstes. Das hängt sicher mit den Eigenarten des Schweizlers, und hier auch ohne Zweifel wieder mit den Besonderheiten der Stadt Genf, zusammen. Aber war das der alleinige Grund? Einzelne Beobachter hielten es für eine gute Fügung, daß der Papst und sein Gefolge auch einmal durch beinahe menschenleere Straßen fahren mußten, was ein realistisches Bild der Kirche in unserer Zeit vermitteln sollte.

Uganda

Von ganz anderer Faktur war erwartungsgemäß die Reise des Papstes nach Afrika zu Ende Juli. Sie erinnerte, schon rein äußerlich, wieder an Südamerika oder an den Orient.

Von vielen Kommentatoren wurde sie vor allem im Zusammenhang mit dem Nigeria-Biafra-Konflikt gesehen, was dann notgedrungen zu bitteren Enttäuschungen führen mußte. Wohl war der Papst bereit, sein Möglichstes zu tun, den Krieg daselbst zu beenden. Er hat auch sicher nichts unversucht gelassen, einen Frieden herbeizuführen. Aber er verfügt nun einmal auch nicht über jene Wunderkräfte, die dazu erforderlich wären, einen derartigen Streit im Handumdrehen zu schlichten.

Sein Besuch galt im wesentlichen Afrika im allgemeinen, seiner Kirche, seinen jungen Völkern, die stürmisch danach drängen, das Entwicklungsniveau der europäischen Staaten zu erreichen. Nicht ohne ökumenische Bedeutung war die gemeinsame Ehrung der katholischen und anglikanischen Märtyrer. Bemerkenswert bleiben auch die von Paul VI. an die Vertreter des Islams gerichteten Worte. Die ganze Reise aber wird überragt von dem Appell des Papstes, die „négritude“, das Negertum, als ein positives Element in Kirche und Gesellschaft zu pflegen. Nicht ohne Grund maßen Beobachter diesem Aufruf, sich zu seinen Eigenarten zu bekennen, überafrikanische Bedeutung bei, etwa im Sinne der Problematik, die die jüngste außerordentliche Bischofssynode beschäftigte.

Das Suenens-Interview

Wenn ich es wagen müßte, die wichtigsten Ereignisse der letzten Monate ihrer Bedeutung nach zu klassieren, gehörte wahrscheinlich das Interview, das der Primas von Belgien am 15. Mai in den Pariser „Informations catholiques internationales“ veröffentlichen ließ, an die erste Stelle. Und zwar nicht bloß wegen der Resonanz, die es, kaum veröffentlicht, überall fand, sondern auch wegen der Bedeutung, die ihm von seinem Urheber wie von seinem Inhalt her jetzt und zweifellos auch in der Zukunft noch zukommt. Man braucht nicht mit allen Einzelheiten einverstanden zu sein; man braucht auch nicht die ihm aus Kurienkreisen oder sonstwoher entgegengebrachte Kritik einfach zu übersehen; man braucht sogar nicht die Behauptung in den Wind zu schlagen, in Suenens eigener Diözese stimme nicht alles — dann dürfte immer noch wahr bleiben, was viele offen aussprechen: wir haben es hier mit einem der wichtigsten Dokumente dieser nachkonziliaren Zeit zu tun. Suenens hat einen Meilenstein gesetzt.

Um die Tragweite seines Tuns voll zu ermessen, genügt es, sich die nachkonziliare Entwicklung kurz in Erinnerung zu rufen. Mit dem Ende des Konzils verlegten sich die Schwerpunkte des kirchlichen Geschehens von Rom weg in die einzelnen Diözesen. Während Rom anfangs eine eher abwartende Stellung einnahm, setzte in vielen Partikularkirchen ein nicht zu verkennender Wandlungsprozeß ein, der letztlich vor keiner „vorkonziliaren“ Barriere oder Sicherheit haltmachte. Doch dieser Umbruch war vor allem Sache des „niedereren Klerus“ und der Theologen, und wenn er sich auch auf den Geist von Vaticanum II berief, so war doch auffallend, wie die Wortführer des Konzils, nämlich die Bischöfe, sich zumindest abwartend verhielten. Eine Ausnahme bildete allein der niederländische Episkopat, der sich entschlossen an die Spitze der Reformbewegung stellte, ohne allerdings die vom allgemeinen Recht gesetzten Grenzen zu überspringen.

Unverkennbar hat diesem Aufbruch gegenüber Rom allmählich die Zügel wieder fester in die Hand genommen, was die Unruhe und die Ungeduld in der Kirche indes nicht kleiner machte, sondern eher verstärkte. Die Haltung der einzelnen Episkopate ist zwar unterschiedlich zu beurteilen, wie aus den verschiedenen Schreiben zu *Humanae Vitae*, beispielsweise, hervorgeht. Allgemein aber läßt sich der Trend nicht verkennen, daß im Gefolge Roms die große Mehrheit der Bischöfe immer ausgesprochener nicht nur eine „antikontestatare“ Haltung einnahm, sondern auf eine konservative Linie einschwenkte. Die sogenannte Kontestation, beinahe institutionalisiert in den sich allenthalben entfaltenden Priester-Solidaritätsgruppen, nahm ihrerseits an Heftigkeit eher zu als ab. Aber diese sich auf vielfältige Weise manifestierende und eine ganze Reihe konkreter Ziele anvisierende Bewegung wurde immer deutlicher von der Spitze, bei der alle Entscheidungsgewalt liegt, getrennt. Irgendwie konnte man auch annehmen, es vertrete die Führung der Kirche, und hier auf jeden Fall Rom, die Meinung, man brauche nur genügend Geduld zu haben, dann werde diese ganze Bewegung sich von selbst totlaufen, ein mehr oder weniger großer Teil ihrer Träger werde wohl die Kirche verlassen, der Rest aber Verstand annehmen, und so werde die Kirche wieder zur Ruhe kommen. Da standen wir so ungefähr zu Anfang des letzten Jahres. Und in diese Situation hinein platzte am 15. Mai 1969 das Interview Kardinal Suenens.

Auf dem Hintergrund des Weltepiskopats gesehen, hat er das Schweigen der einen gebrochen, das bloße Mahnen und Warnen anderer aufgefangen, der tastenden Vorsicht des geringeren Teiles neuen Antrieb verliehen. Für manche mag er zum Zeichen des Ärgernisses geworden sein, für andere hingegen zu einem Grund neuen Hoffens. Würde man sagen, er habe durch seine Stellungnahme eine bestimmte Reformbewegung dieser nachkonziliaren Zeit salonfähig gemacht, so bliebe man damit hinter der Realität zurück. Durch sein Amt, sein Ansehen und seine Autorität in der Kirche, die er selbstlos in die Waagschale warf, hat er diese Reformbewegung, die bisher gerne

als eine böse Begleiterscheinung abgetan und mißbilligt wurde, die auf jeden Fall ein gutes Stück über das hinaus tendiert, was die oberste Gewalt in der Kirche zuzugestehen bereit ist, zu seinem eigenen Anliegen gemacht, von innen her legitimiert und der Kirche als ihr zu verwirklichendes Programm vorgelegt.

Nach dem Suenens-Interview lassen sich die dort ausgesprochenen Gedanken, Anregungen und Forderungen nicht mehr einfach als mehr oder weniger ketzerische Bestrebungen unreifer Kapläne oder auf persönliche Publicity erpichter Theologieprofessoren abtun, um sie später einmal in der Vergessenheit untergehen zu lassen. Man versteht deshalb ohne weiteres die Töne, die daraufhin aus Kurienkreisen zu hören waren. Sie wären, dem Vernehmen nach, noch ärger ausgefallen, hätte der Papst nicht höchstpersönlich zur Mäßigung ermahnt.

Seit jenem denkwürdigen 15. Mai wurde bereits viel über den Mut (Kritiker sagen: den Hochmut) des Brüsseler Erzbischofs, aber auch über den Inhalt seines Dokumentes hin und her geredet. Mittlerweile ist es beinahe schon Geschichte geworden. Aber es wäre schade, wenn es allmählich in den Archiven verstaubte. Das Ereignis ist so bedeutsam, daß wir uns eigentlich immer neu mit dem Inhalt des nach wie vor hochaktuellen Schriftstückes auseinandersetzen sollten.

Geht es zu weit, wenn wir die Meinung vertreten, Suenens habe der Kirche einen immensen Dienst erwiesen, da er ihr das von Vaticanum II nicht behandelte „Schema der nachkonziliaren Reform“ zur dringenden Verabschiedung vorlegte? Zumindest hat er, ohne sich deshalb mit allen oft peinlichen Auftritten und radikalen Forderungen einer gewissen Kontestation zu solidarisieren, Anliegen vorgetragen, die die Kirche nach der Meinung vieler einlösen muß, soll sie ihrem Auftrag gerecht werden.

Chur

Es ist nicht leicht, sich in wenigen Worten zum europäischen Bischofssymposium von Chur, im vergangenen Juli, zu äußern.

Als positiv zu bewerten ist sicher, daß diese Tagung, nach Nordwijkerhout, zum zweitenmal etwas wie eine gesamteuropäische Bischofskonferenz in ihren Umrissen erkennen ließ. Als positiv ist ebenfalls zu veranschlagen, daß die Vertreter des europäischen Episkopats sich endlich dazu entschlossen, die trotz anderslautender Warnungen doch nicht mehr zu umgehende Priesterfrage auf ihr Programm zu setzen. Von Vorteil war sicher auch, daß von Rom aus einiges Zahlenmaterial zu dieser brennenden Frage bereitgestellt und daß andererseits wenigstens der Anfang einer authentischen Befragung der Priester, resp. einer Lageerhebung in verschiedenen Diözesen, gemacht wurde.

Doch dann kommen wir schon zu den eher negativen Aspekten. Den Bischöfen standen keinerlei legale Befugnisse zu, gegebenenfalls am alten Gesetz des Pflichtzölibats zu rütteln. Es blieb ihnen mithin keine Möglichkeit, so oder anders zu entscheiden, sie konnten nur die Tradition bestätigen oder mußten ihre Unzuständigkeit in irgendeiner Form zugeben, was schließlich ja auch geschah. Gegenüber diesem radikalen Unvermögen verblassen letztlich alle anderen negativen Erscheinungen: die institutionellen Mängel der europäischen Bischofskonferenzen an sich, der Mangel an Vorbereitung hinsichtlich des Tagungsprogramms, die Unzuverlässigkeit der vorgelegten Zahlen, Erhebungen etc., die Ratlosigkeit gegenüber den parallel tagenden internationalen Priestergruppen, der akademische Verlauf des ganzen Treffens und schließlich der Ausgang des Symposiums, der jenem des bekannten Hornberger Schießens nicht unähnlich sah.

Daß die Presse und damit die Öffentlichkeit dem Treffen der Priestergruppen mehr Aufmerksamkeit schenkte, ist zu einem guten Teil objektiv begründet gewesen. Denn hier regte sich nun einmal jene Unruhe, hier wurden jene konkreten Forderungen laut, die sich in der Kirche von heute einfach nicht mehr totschweigen lassen. Von radikalen Auftritten und peinlichen Entgleisungen der Solidaritätspriester in Chur muß

nicht unbedingt entschuldigt werden. Aber es bleibt dann immer noch wahr, daß sie, und sie allein, konkrete und dringende Aufgaben der Kirche in unserer Zeit formulierten, während die Bischofskonferenz sich effektiv in theoretischen Erörterungen und akademischen Vorträgen zu erschöpfen drohte, so als hätten wir die ganze Ewigkeit vor uns, um bestimmte Fragen, die indes dem Menschen von heute auf der Zunge brennen, zu beantworten. Ähnliches hat sich dann noch einmal auf der Römischen Bischofssynode zugetragen. Dabei mußten wir aus der Geschichte zumindest das eine gelernt haben, daß es nicht angeht, in der Hagia Sophia über das Geschlecht der Engel zu disputieren, wenn draußen die Türken zum Sturm auf Konstantinopel ansetzen!

Rom

Vorschußlorbeeren für die II. (außerordentliche) Bischofssynode hat es kaum gegeben, dafür aber viel Vorschußkritik, und zwar sowohl aus traditionsverbundenen wie fortschrittlichen Kreisen. Sie entzündete sich zunächst am Programm, das den einen zu sehr am Primat des Papstes zu rütteln schien, den anderen zu eng gefaßt, zu weltfern und zu sehr von oben herab diktiert war. Aber auch der Charakter der Synode, als außergewöhnliche einberufen, ihre daraus sich ergebende Zusammensetzung, etliche Verlautbarungen aus konservativer Feder sowie schließlich in die Gegenwart hineinprojizierte mißliebige Erfahrungen der Vergangenheit schienen den Pessimisten recht zu geben. Gottseidank ist es dann doch anders gekommen. Zumindest drei positive Elemente lassen sich aufzeigen.

An erster Stelle soll die Informationsfreudigkeit der Synode genannt werden, die darauf schließen oder zumindest hoffen läßt, daß allmählich auch in der Kirche die Öffentlichkeit ernst genommen und das lange Kapitel exklusiver Geheimberatungen, überall da, wo es von der Sache her nicht unbedingt erfordert ist, endlich abgeschlossen wird. Das wäre zu begrüßen, nicht nur, weil es die Verbreitung von Falschmeldungen oder halben Wahrheiten unterbinden, sondern, was noch wichtiger ist, auch dazu beitragen kann, daß wir uns allesamt immer mehr als mitengagierte und mitverantwortliche Glieder der Kirche verstehen lernen.

An zweiter Stelle verdient die Freiheit der Synodalen unterstrichen zu werden, die, auch und gerade in Gegenwart des Papstes (ein erfreuliches Novum übrigens), frei und frank ihre Meinung, ihre Sorgen und Probleme vortragen konnten. Allerdings war es ihnen nicht möglich, die einmal gesteckten Grenzen der Synodentagungsordnung zu überschreiten, doch wurden im Verlauf der Debatten von reformfreudigen Stimmen so oft akute Probleme angeschnitten, daß man sich eigentlich wundern darf, wieviele Anhänger Kardinal Suenens auf einmal gefunden hat.

Wenn wir uns einmal damit abgefunden haben, daß die Synode nicht über das präfixierte Programm hinausgehen konnte und innerhalb dieses Rahmens konkrete, praktische Ergebnisse undenkbar waren, muß auch das Synodenresultat selbst positiv bewertet werden. Zu nennen ist vorerst das Vertrauen, das der kürzlich doch zusammengesetzten internationalen Theologenkommission (erinnern wir uns an das forsche Drängen der Theologen aus dem Kreis um „Concilium“) wiederholt ausgesprochen wurde. Zwar hat sie sich noch nicht in bestimmten Arbeiten bewährt, doch die Probleme, die sie auf ihrer ersten Tagung, kurz vor Synodenbeginn, *motu proprio* zur künftigen Behandlung ausgewählt hat, lassen doch positive Rückschlüsse auf Wichtigkeit und Notwendigkeit dieser Kommission zu. Zu nennen sind sodann folgende Synodalbeschlüsse: die Synode soll in irgendeiner Form alle zwei Jahre zusammentreten; ihr Sekretariat soll institutionalisiert und durch die Hinzuziehung von Mitgliedern des Bischofskollegiums, die auch auf die Festlegung des Tagungsprogramms Einfluß nehmen können, erweitert werden; das aus dem Sozialleben her bekannte Subsidiaritätsprinzip soll auch auf kirchlicher Ebene größere Anwendung finden.

Spektakulär ist das alles ganz gewiß nicht, besonders wenn man es auf dem Hintergrund der großen Zeitfragen betrachtet, die doch auch die Kirche angehen und auf die immer noch viele Menschen gerade von der Kirche eine Antwort erwarten, und zwar nicht erst nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten, sondern hier und jetzt, weil ihr Leben mit seinen Erwartungen und Ängsten sich hic et nunc abspielt. Aus diesem Spannungsverhältnis heraus ist auch ein großer Teil der Unruhe im Klerus zu erklären. Es ist gewissermaßen die Unruhe des Frontsoldaten, der den Krieg im vordersten Graben und nicht in irgendeinem Etappenquartier erlebt.

Das muß wohl auch, bei allen Reserven zu Einzelpunkten, von den sogenannten Solidaritätspriestern gelten, die ihren Bischöfen wie nach Chur, so nach Rom folgten. Sie wollen sich übrigens nächstes Jahr erneut auf internationaler Ebene treffen, nämlich in Noordwijkerhout, Holland. Wenn sie in Rom auch festblieben in ihrer Grundforderung, nicht bloß kosmetische Korrekturen am Gesicht der Kirche, sondern eine wirkliche Strukturveränderung zu vollziehen und deshalb nach wie vor grobe Späne fliegen ließen, so ist diesmal doch manches von dem in Chur noch offenkundigen, peinlichen Radikalismus unterblieben. Außerdem hat sich — den Aussagen ihrer Sprecher gemäß — in Rom auch bei ihren Beratungen die Erkenntnis durchgesetzt, wie verschieden gelagert einzelne Probleme sein können, die eigentlich nur auf regionaler Basis zu lösen sind, weshalb es wichtig erscheint, daß die Bedeutung und Entscheidungsfreiheit der Partikularkirche neu fundiert werde.

Gerade auch von hier aus müßte deshalb das Synodenergebnis, vorausgesetzt, daß es jetzt nicht wieder unterhöhlt werde oder einfach toter Buchstabe bleibe, als ein trotz allem wichtiger Markstein der innerkirchlichen Entwicklung angesehen werden. Wohl ist es zur Zeit nicht mehr als eine Voraussetzung, ein Fundament, das indes zum Weiterbauen unerlässlich ist. Wird es halten, was es versprach? Die Antwort darauf hängt auch von den Bischöfen ab.

PETER GRADAUER

Römische Erlässe und Entscheidungen

Touristen-Seelsorge

Dem ständig wachsenden Fremdenverkehr Rechnung tragend hat die Klerus-Kongregation neue Weisungen erlassen als „Allgemeines Direktorium“; es hat nur empfehlenden Charakter; die Bischofskonferenzen können besondere Weisungen dazu erlassen. Diese Richtlinien sollen ein pastorales Hilfsmittel sein zur Modernisierung und Integration der Seelsorge angesichts der neuen sozialen Lage, die der Fremdenverkehr mit sich bringt.

Ein kurzer, theoretischer Teil stellt die Grundforderung auf, die Touristenseelsorge müsse als ein ordentlicher und wesentlicher Bestandteil der diözesanen Pastoral angesehen werden. Die Kirche kenne zwar die beunruhigenden Seiten des modernen Fremdenverkehrs, sie anerkenne jedoch auch seine Werte und Möglichkeiten, die zwischenmenschlichen Beziehungen zu verbessern. Der Massentourismus, seine internationale Dimension und gewaltige Dynamik, die tiefgreifende Veränderungen hervorruft, seien ein Anruf an die Kirche, nicht beim Herkömmlichen stehenzubleiben, sondern neue Seelsorgeformen zu suchen. Die christliche Gemeinschaft müsse sich verantwortlich fühlen für alle, die in ihrer Mitte leben, sei es auch nur als Gäste für kurze Zeit, ganz gleich, welcher Kultur und Religion sie angehören. Richtig gesehen und gepflegt, könne der Tourismus ein Instrument ökumenischer Begegnung und des Dialogs im Geiste der Liebe und der Hoffnung werden.

Der zweite Teil („Pastorale Praxis“) zeigt Aufgaben und Maßnahmen, die von der Klerus-Kongregation, den Bischofskonferenzen und den Ortsordinarien mit ihren Pastoralräten durchgeführt werden sollen. Die Seminaristen sind mit der Touristen-seelsorge vertraut zu machen, sie sollen fremde Sprachen studieren. In Fremdenverkehrsarten sollen Priester gleicher oder auch fremder Nationalität aushelfen, denen die Pfarrer alle notwendigen Vollmachten pro tempore delegieren können. An Sonn- und Feiertagen soll Gelegenheit zum Besuch der hl. Messe, eventuell als Abendmesse, und zur Beichte in den wichtigsten Sprachen geboten werden. Eine Abendmesse an den Wochentagen wird empfohlen, wenn es günstig erscheint, auch am Samstag oder Vortag eines Festes. Man Sorge für eine hl. Messe auf den Camping-Plätzen selber, eventuell unter Verwendung von Kapellenwagen. Man werbe auch für den „religiösen Tourismus“, für den Besuch der Heiligtümer und Wallfahrtsorte der Diözese. Man nütze Predigt und Unterweisung, um die Gläubigen zu einem sittlichen Verhalten auf der Straße zu erziehen, um die Verbreitung der SOS-Plakette zu fördern und den geistlichen Beistand bei schweren Unfällen zu erleichtern. Die Hotelbesitzer könnten in den Zimmern die Bibel auflegen (wenn möglich mehrsprachig) in Übereinstimmung mit den Amtsträgern der „getrennten Brüder“. Im Hinblick auf diese wird geraten, man möge den nichtkatholischen Christen nach den Bestimmungen des „ökumenischen Direktoriums“ Kulträume zur Verfügung stellen. Der Bischof ziehe zur Seelsorge nicht nur Priester heran, sondern auch Ordensleute, Diakone und Laien, besonders Fachleute auf dem Gebiete des Fremdenverkehrs. Zusammenfassend wird als Hauptanliegen dargelegt: Der Ortsordinarius soll seinen Klerus zur Rücksichtnahme auf die Touristen führen, ohne nach Nationalität, Beruf, Alter und Religion zu fragen. Sie sind ja hingeordnet auf das Volk Gottes und niemals Fremde in der Gemeinschaft, deren Hirt der Seelsorger ist. Den Bischöfen wird nahegelegt, sich in der Touristen-seelsorge von einem Priester oder einer eigenen Kommission mit Laienexperten, die im Tourismus tätig sind, helfen zu lassen. (Allgemeines Direktorium für den Heildienst an den Touristen vom 30. April 1969; AAS, LXI [1969] 361–384.)

Ausländer-Seelsorge

Als Pius XII. am 1. August 1952 die Apostolische Konstitution „*Exsul Familia*“ erließ, stand die seelsorgliche Betreuung der vielen Flüchtlinge, Heimatvertriebenen und Auswanderer im Vordergrund. Seither sind neue Formen und Aspekte dazugekommen. Zu den vielen Menschen, die unterwegs oder fern der Heimat sind, zählen heute nicht nur die Ein- und Auswanderer alten Stils, sondern auch die Gast-, Perioden- oder Saisonarbeiter, die „Pendler“, die Montagegruppen der großen Unternehmen, die Angestellten der internationalen Organisationen, die freiwilligen ausländischen Helfer und die ausländischen Studenten. Für die seelsorgliche Betreuung auch dieser Menschengruppen wurden nun Weisungen erlassen. Am 15. August 1969 gab Paul VI. durch das *Motuproprio* „*Pastoralis migratorum cura*“ der Bischofskongregation in Rom den Auftrag, in einer neuen Instruktion die in „*Exsul Familia*“ enthaltenen Normen den geänderten Umständen und den Dokumenten des II. Vatikanums anzupassen. Bereits am 22. August 1969 erschien diese umfangreiche, schon früher vorbereitete Instruktion. Sie gliedert sich in sieben Kapitel, beschreibt nach der Darlegung der allgemeinen Prinzipien den Aufgabenbereich der römischen Bischofskongregation selber, wendet sich dann an die nationalen Bischofskonferenzen, an die Kapläne und Missionäre der Ausländer-Seelsorge, an die männlichen und weiblichen Religiösen und schließlich an die Laien mit der Bitte um ihre Mitarbeit.

In den „allgemeinen Prinzipien“ befaßt sich das Dokument vor allem mit den pastoralen und religiösen, familiären und sozialen Seiten des Ausländer-Problems, sodann mit den Grundrechten der menschlichen Person, die ungeschmälert gesichert sein müssen. Als solche werden genannt das Recht auf Heimat, auf die materiellen und geistigen Güter zur Entfaltung der Person, das Recht auf Ein- und Auswanderung,

das Recht auf das geistige und kulturelle Erbe, vor allem auf die Muttersprache. Diesen Rechten entsprechen auf der anderen Seite Pflichten gegenüber dem Gemeinwohl und der Gemeinschaft des Gastlandes; die öffentlichen Stellen haben die Aufgabe, sich für die Schaffung von Arbeitsplätzen im Lande einzusetzen. Der seelsorglichen Betreuung dieser Menschen unterwegs soll von der Kirche noch mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden als bisher. Die Instruktion drängt auf eigene, besonders ausgebildete Seelsorger und auf ein verstärktes Bemühen der „ordentlichen Seelsorge“ für diese Menschengruppen. Abschließend werden auch die Laien aufgerufen, durch Mitarbeit auf religiösem, sozialem und legislativem Gebiet, bei der Formung der öffentlichen Meinung, bei der beruflichen Ausbildung der Ausländer bei ihrer Eingliederung in Pfarre, Gewerkschaften und katholische Organisationen sich des Loses der Fremden persönlich anzunehmen (AAS, LXI [1969] 601–603, 614–643).

Neues Lektionarium für die Meßfeier

Im Rahmen der Reform des „Ordo Missae“ wurde im August 1969 der von der Kongregation für den Gottesdienst erarbeitete „Ordo lectionum Missae“ publiziert. Diese Sammlung verwirklicht den Wunsch des Konzils, den Gläubigen die Schatzkammer der Bibel weiter aufzutun dadurch, daß innerhalb von drei Jahren die wichtigsten Teile der Hl. Schrift dem Volke vorgetragen werden. Für die Sonn- und Feiertage wurden die schönsten und wichtigsten Texte des Alten und Neuen Testaments für Epistel und Evangelium ausgewählt; die großen Feste sind weiterhin ausgenommen. Für die Meßfeier an Sonn- und Feiertagen werden je drei Lesungen vorgeschlagen: aus dem Alten Testament, aus dem Neuen Testament und aus den Evangelien. Die Bischofskonferenzen können jedoch bestimmen, daß in ihren Sprengeln nur zwei Lesungen genommen werden. An Wochentagen gibt es die Möglichkeit, zwischen zwei Lesungen zu wählen. Im kommenden liturgischen Jahr wird die Reihe B für die Sonntagslesungen und die Reihe II hinsichtlich der ersten Lesung an den Wochentagen verwendet werden. Der stattliche Band von 432 Seiten in Großformat bietet nur die Zitation der Schriftstellen. Es bleibt den Bischofskonferenzen überlassen, die Texte in die Volkssprache zu übersetzen und zur Verwendung bereitzustellen. Schon vorliegende approbierte Übersetzungen dürfen weiterhin verwendet werden, neu erstellte sind der Kongregation für den Gottesdienst zur Begutachtung vorzulegen. (Dekret für die Publikation vom 25. Mai 1969; AAS, LXI [1969] 548–549.)

Eine neue Instruktion der Kongregation für den Gottesdienst setzt fest, daß die Messe in der neuen Ordnung nach Norm der Apostolischen Konstitution „Missale Romanum“ von 3. April 1969 ab 30. November 1969 gefeiert werden kann, aber nicht gefeiert werden muß, eine schrittweise Einführung der Reformen ist erlaubt. Die Bischofskonferenzen sind befugt, Näheres darüber zu bestimmen. Aber nach einer Frist von zwei Jahren (28. November 1971) muß die Neuordnung durchgeführt sein. Ältere Priester, welche die Messe ohne Volk feiern und Schwierigkeiten im Gebrauch des neuen „Ordo Missae“ haben, dürfen mit Zustimmung des Ortsordinarius weiterhin im bisherigen Ritus zelebrieren. (Instruktion vom Papst approbiert am 18. Oktober, publiziert am 20. Oktober 1969; „L'Osservatore Romano“ Nr. 252 vom 31. Oktober 1969.)

Form der Kommunionsspendung

Am 29. Mai 1969 wurde von der Kongregation für die Gottesdienste eine Instruktion veröffentlicht, die zum Zwecke einer genauen Prüfung zunächst nur an die Bischofskonferenzen gesandt worden war. Ihr Inhalt ist: Nach einer Periode einheitlicher Praxis wurden in letzter Zeit verschiedene Änderungen im Ritus der Eucharistiefeier eingeführt, um den geistigen und psychologischen Bedürfnissen der heutigen Menschen nachzukommen. Dazu zählt auch die Kommunion unter beiden Gestalten, die früher in der lateinischen Kirche üblich, im Laufe der Zeit außer Übung gekommen ist. Das Konzil von Trient hat die Kommunion unter nur einer Gestalt als gültig und

— aus den Zeitumständen heraus — als angemessen erklärt. Mit der Wiederbelebung alter Formen in der Liturgie tauchte in den letzten Jahren auch die Übung auf, die Kommunion dem Gläubigen auf die Hand zu legen, der sie selber zum Munde führt. Das tat man ohne Billigung Roms und ohne die Gläubigen in geeigneter Weise darauf vorzubereiten. Es ist richtig, daß in alter Zeit diese Form erlaubt war und die Gläubigen das Allerheiligste sogar mit sich nach Hause trugen, um es in den Zeiten der Verfolgung als Viaticum zu genießen. Immer aber hat man der hl. Eucharistie große Ehrfurcht entgegengebracht, und schon bald wurde die Aufgabe, die hl. Eucharistie den Abwesenden zu bringen, den Dienern der Kirche übertragen und die Gewohnheit eingeführt, die hl. Kommunion den Gläubigen auf die Zunge zu legen. Die Instruktion tritt daher dafür ein, daß diese Art der Kommunionsspendung beibehalten werde, weil sie sich auf die überlieferte Sitte vieler Jahrhunderte stützt, die Ehrfurcht der Gläubigen gegenüber der Eucharistie zum Ausdruck bringt, ihnen nichts von ihrer persönlichen Würde nimmt und jede Gefahr der Profanierung und Verunehrung am ehesten ausschließt.

Da einige Bischofskonferenzen und mehrere Bischöfe darum gebeten hatten, daß in ihren Gebieten die Praxis der Handkommunion zugelassen werde, bestimmte der Papst, daß alle Bischöfe der lateinischen Kirche einzeln befragt würden. Es wurden ihnen drei Fragen vorgelegt, die sie bis zum 12. März 1969 beantworten sollten:

1. Soll man dem Verlangen nachgeben, daß neben der bisher geübten Praxis auch die Handkommunion zugelassen wird?

2. Soll man zuerst Experimente mit dem neuen Ritus in kleinen Gruppen mit Zustimmung des Ortsordinarius zulassen?

3. Werden die Gläubigen nach einer guten katechetischen Unterweisung diesen neuen Ritus gerne annehmen?

Alle drei Fragen wurden mehrheitlich verneint. Daraufhin wollte auch der Papst die bisherige Form der Kommunionsspendung nicht abändern und ermahnte Bischöfe, Priester und die Gläubigen, dem gültigen und neuerdings bekräftigten Gesetz zu folgen. Wo aber die Praxis der Handkommunion sich schon eingebürgert hat, überläßt der Papst den Bischofskonferenzen die Erwägung, ob besondere Umstände vorliegen, die für eine Beibehaltung sprechen. In geheimer Abstimmung soll dann mit einer Zweidrittelmehrheit eine Entscheidung getroffen und Rom zur notwendigen Bestätigung vorgelegt werden. Diese Instruktion wurde vom Hl. Vater am 28. Mai approbiert. An sie anschließend ist ein Brief abgedruckt, der den Bischofskonferenzen die Einführung der Handkommunion erlaubt. Er enthält Weisungen für deren Durchführung und die Mahnung, jede Art von Verunehrung hintanzuhalten. Neben der Form, daß der Priester dem Gläubigen die hl. Kommunion in die Hand legt, wird auch die andere genannt, daß der Kommunikant selber die Hostie aus dem Kelch nimmt. Wird bei der Kommunion unter beiden Gestalten die Hostie in die species vini getaucht, so darf sie nicht mehr auf die Hand gelegt werden. Die Bischöfe werden schließlich gebeten, ihre Erfahrungen der Kongregation für den Gottesdienst mitzuteilen.

(AAS, LXI [1969] 541–547.)

Den Bischofskonferenzen Deutschlands, Frankreichs, Belgiens und der Schweiz wurde bereits erlaubt, die Handkommunion einzuführen. In Österreich wurde eine diesbezügliche Bitte von der Liturgiekommission an die Bischofskonferenz gerichtet.

Normen über die Klausur für Ordensfrauen

Das Konzilsdekret „*Perfectae caritatis*“ über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens bestimmt in Nr. 16, daß die päpstliche Klausur der Nonnen des rein beschaulichen Lebens nicht angetastet werden solle, daß sie aber den zeitbedingten und örtlichen Umständen anzupassen sei. Das bekräftigen auch die Durchführungsbestimmungen Nr. 30–32 in „*Ecclesiae sanctae*“. Eine neue Instruktion „*Venite seorsum*“ der Kongregation für die Ordensleute und Säkularinstitute vom 15. August 1969 würdigt

erneut die Bedeutung des beschaulichen Ordenslebens und die volle Gültigkeit der Kontemplation als „Zeugnis des christlichen Lebens in einer Welt, die den Sinn für geistliche Reflexion und Meditation verloren hat“. Die Klausur will das Eigenleben der beschaulichen Gemeinschaft sichern, jedoch den Kontakt nach außen nicht völlig abschneiden. Diesem Ziel dienen die neuen „Normen über die päpstliche Klausur der Nonnen“. Sie sind im wesentlichen unverändert geblieben, besonders hinsichtlich des Zutrittes fremder Personen in die Klausur. Jedoch kann nun die Oberin mit habitueller Zustimmung des Ortsordinarius und des Regularoberen die Erlaubnis zum Verlassen der Klausur erteilen: zum Aufsuchen eines Arztes oder zum Kurgebrauch, zur Begleitung einer kranken Nonne, zur Durchführung von körperlichen Arbeiten oder zu deren Überwachung außerhalb der Klausur, aber innerhalb des Klosterbereiches, zur Wahrnehmung bürgerlicher Rechtsgeschäfte (politische Wahlen) und zur Durchführung von Verwaltungsgeschäften. Für eine Abwesenheit durch mehr als drei Monate ist die Erlaubnis Roms notwendig. Das Klausurgesetz ist und bleibt weiterhin eine schwere Gewissenspflicht sowohl für die Nonnen als auch für die Außenstehenden (Nr. 13), jedoch sind die für die Verletzung angedrohten Strafen bis zur Verkündung des neuen kirchlichen Gesetzbuches aufgehoben (Nr. 16). Experimente gegen die Vorschriften dieser Instruktion, die allgemeines Recht bilden, können nur mit Erlaubnis Roms eingeführt werden. Bereits eingeführte Neuerungen müssen dem Urteil der Kongregation für die Ordensleute und Säkularinstitute unterbreitet werden (AAS, LXI [1969] 674–690).

KARL BECK

Literaturbericht zur Philosophie

Aus der großen Fülle der philosophischen Literatur kann nur jene ausgewählt werden, die für Theologen und Seelsorger gleichermaßen bedeutend ist.

1. Der erste zu behandelnde Problemkreis betrifft die *Hermeneutik*, jenes fundamentale Unternehmen, das nach der Möglichkeit des Verstehens überhaupt fragt.

Zurückreichend bis in den Streit um die Wissenschaftlichkeit der Geisteswissenschaften vollzieht sich bei M. Heidegger der Übergang von Philosophie zur Hermeneutik, die als Analytik des Daseins verstanden wird: Alle Aussagen über das Sein sind zugleich auch Aussagen nicht nur des, sondern über den aussagenden Menschen, der so zum Dasein wird, was besagen will, daß das Dasein der Ort ist, wo das Sein ans Licht tritt. Dabei ist Heideggers Hermeneutik von zwei Eigenschaften gekennzeichnet: 1. das Wahrheitskriterium ist in eine unkorrigierbare und unkritische Subjektivität verlegt, was bis zu einer „Ersetzung der Wahrheitsfrage durch die Offenheit zur Wahrheit des Seins“ reicht und die Wahrheitsfrage ganz ausschalten kann¹, so daß der Vorwurf des Subjektivismus nicht unberechtigt erscheint. 2. „Das Verstehen kann den Rahmen des Vorverständnisses nicht erweitern“ (G. Stachel). Der theologische Reflex der Heideggerschen Auffassung findet sich bei R. Bultmann².

Die philosophische Wende, die auf „Erfahrung“ und „Offenheit“ gerichtet ist, vollzieht sich bei H.-G. Gadamer. Sein Buch „*Wahrheit und Methode*“³, dessen Schlüsselbegriffe Erfahrung und Offenheit sind, „stellt die wohl bedeutendste, sicherlich aber wirkungs-

¹ Vgl. E. Tugendhat, Der Wahrheitsbegriff bei Husserl und Heidegger. (415.) Walter de Gruyter & Co., Berlin 1967.

² Vgl. Th. Lorenzmeier, Exegese und Hermeneutik. Eine vergleichende Darstellung der Theologie Rudolf Bultmanns, Herbert Brauns und Gerhard Ebelings. (230.) Furche-Verlag, Hamburg 1968.

³ 2. Aufl. (512.) I. G. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1965. DM 42.—.

kräftige Leistung aus der Schule Heideggers dar" (C. v. Bormann). Den Unterschied zu Heidegger drückt Gadamer folgendermaßen aus:

„Heidegger ging auf die Problematik der historischen Hermeneutik und Kritik nur ein, um von da aus in ontologischer Absicht die Vorstruktur des Verstehens zu entfalten. Wir gehen umgekehrt der Frage nach, wie die Hermeneutik, von den ontologischen Hemmungen des Objektivitätsbegriffs der Wissenschaft einmal befreit, der Geschichtlichkeit des Verstehens gerecht zu werden vermöchte" (250).

Die theologischen Konsequenzen wurden bisher am deutlichsten von F. Mußner⁴ herausgearbeitet. Wohl die beste Zusammenfassung des philosophischen hermeneutischen Problems und seiner theologischen Tragweite stammt von G. Stachel⁵. H.-G. Gadamer schreibt darüber:

„Der Verfasser zeichnet mit klaren und sicheren Strichen die Geschichte der allgemeinen Hermeneutik von Schleiermachers Kongenialitätstheorie über Diltheys Teilhabe am geschichtlichen Geist, Heideggers Selbstverständnis des Daseins bis zur Theorie der ‚Horizontverschmelzung‘ in ‚Wahrheit und Methode‘, sowie die Geschichte der biblischen Hermeneutik unserer Tage, vor allem Karl Barth, Rudolf Bultmann und seine Schule. Im Philosophischen wie im Theologischen sieht er bei den Jüngeren eine Wendung ins ‚Objektive‘ sich anbahnen. Insbesondere wird die hermeneutische Bestimmung von Sprachereignis (Fuchs) und Wortgeschehen (Ebeling) sowie die Analyse des wirkungsgeschichtlichen Bewußtseins in ‚Wahrheit und Methode‘ für die katholische hermeneutische Besinnung fruchtbar gemacht . . . Vorverständnis und Verständnishorizont sind für den katholischen Theologen durch das ‚Gedächtnis der Kirche‘ bestimmt — eine Sicherung, aber darin notwendigerweise auch eine Hemmung, die im Grunde für beide Konfessionen gilt. So wächst eine in einem neuen Sinne katholische hermeneutische Bemühung in beiden Konfessionen heran.“

E. Coreth (Ordinarius für Philosophie in Innsbruck) greift Grundfragen der Hermeneutik auf, die er allerdings nicht erschöpfend, sondern aus einer gewissen Perspektivität und Aspekthaftigkeit behandelt⁶. Letzteres — selbst schon grundlegende Einsicht der Hermeneutik — ist kein Nachteil, sondern eher ein Vorteil, da es einerseits den Einstieg erleichtert und andererseits manch bisher Ungesehenes und Unbedachtes⁷ sichtbar macht und bedenkt. In den wirklich klaren und gut verständlichen Untersuchungen geschieht eine Zentrierung auf den Begriff und das Problem des Verstehens, während jedoch die daseinsanalytische Funktion der Hermeneutik im Hintergrund bleibt. Das Verstehen wird hauptsächlich im Sinne Diltheys unter Miteinbeziehung der Aussagen Heideggers und Gadamers als psychologisch-anthropologisches Phänomen dargelegt. Das in jedem Verstehensvorgang mittragende Vorverständnis wird dabei als grundsätzlich offenes gesehen.

„Wird das Vorverständnis als eine festgelegte und verschlossene, endgültig fixierte Größe betrachtet, wie es vielfach in der neueren, auch theologischen Hermeneutik geschieht, so wird das Wesen des Vorverständnisses verfehlt" (127).

In dieser Analyse des grundsätzlichen Offenseins des Gesamthorizonts kommt der zentrale Aspekt des Buches zum Ausdruck. Außerdem wird in dieser Offenheit der Grund gesehen, daß so etwas wie Offenbarung möglich ist. Überhaupt muß hervorgehoben werden, daß hier alle Fragen im Blick auf die Theologie behandelt werden.

„Die hermeneutische Frage in der Theologie" ist das Anliegen eines Sammelbandes⁸, der von O. Loretz und W. Strolz herausgegeben wurde. Neben den beiden philosophischen Beiträgen von F. Wiplinger und K.-O. Apel seien zwei Beiträge noch besonders hervorgehoben: Loretz untersucht die hermeneutischen Grundsätze des II. Vatikanums und zeigt dabei auf, daß sich die Kirche jetzt „mehr an ihre eigene große Überlieferung denn an theologisch, geistesgeschichtlich und naturwissenschaftlich überholte Positionen gebunden weiß" (498). R. Pesch bringt die Gesichtspunkte des Neuen Testaments und macht die eigentliche Ursprünglichkeit der Christus-Offenbarung sichtbar. Wegen seiner

⁴ F. Mußner, Die johanneische Sehweise. (Quaestiones disputatae 28.) Herder, Freiburg 1965.

⁵ Die neue Hermeneutik. Ein Überblick. (93.) Kösel, München 1968. DM 6.80.

⁶ Grundfragen der Hermeneutik. (226.) Herder, Freiburg 1969. DM 29.—.

⁷ Z. B. „Subjekt und Objekt des Verstehens" (104 ff), „Hermeneutik und Metaphysik" (189 ff) u. a.

⁸ Schriften zum Weltgespräch, Bd. 3. (514.) Herder, Freiburg 1968. DM 56.—.

weiten Perspektiven bietet dieser Band eine ausgezeichnete Denk- und Diskussionsgrundlage.

Aus gemeinsamen Gesprächen zwischen E. Simons und K. Hecker entstand das Buch „Theologisches Verstehen“⁹. In ihm wird gezeigt,

„daß sich christliche Theologie nicht aus Zufall oder nebenher auch noch mit der Exegese von Schriften verschiedenster Art beschäftigt, sondern daß das verstehende Aneignen einer konkreten geschichtlichen Tradition ihre wesentliche, ja konstitutive Aufgabe ist und in diesem Bereich denn auch der eigentliche Sinn theologischen Verstehens zu suchen ist“ (57).

Ebenfalls „philosophische Fragen an die Theologie der Gegenwart“ (Untertitel) stellt der Tübinger Ordinarius für Philosophie J. Möller¹⁰. Absicht und nicht zu überschätzende Bedeutung seines Buches ergeben sich aus folgendem Zitat der Einleitung:

„Unser Verstehen von Offenbarung bedingt nicht nur den Weg auf die Offenbarung hin, sondern zugleich eine Analyse unseres Verstehens... Gerade wenn wir uns neu um unser eigenes Denken bemühen müssen, wenn wir Ernst mit der Erkenntnis machen wollen, daß unsere Aussagen Interpretationen sind und daß wir einem hermeneutischen Zirkel nicht entfliehen können, dann sollte uns solche Sicht nicht Resignation auferlegen, uns aber wohl vor dem Kurzschlußdenken bewahren, wir hätten nun endgültig in Theorie und Praxis das Heil gefunden oder seien doch wenigstens ganz nahe dabei, es zu erlangen“ (10 f.).

Wem der Einstieg in solch philosophisch-theologisches Selbstdenkertum zu mühsam ist, wird dankbar sein für jene Informationen, die gewissermaßen „von außen“ auf die Problemlage zugehen, wie es bei äußerst hohem Informationswert im ersten Band der auf drei Bände geplanten „Bilanz der Theologie im 20. Jahrhundert“¹¹ geschieht. Nach zwei grundlegenden Kapiteln über „die Welt von heute“ und über „die Religionen als soziale Realitäten in der Welt von heute“ werden Kunst und Literatur (3. Kap.), die Wissenschaften (4. Kap.), die Philosophie im 20. Jahrhundert (5. Kap.) und die großen nichtchristlichen Religionen (6. Kap.) besprochen.

2. B. Casper¹², P. Hünemann¹³ und K. Hemmerle¹⁴ legten Spezialuntersuchungen vor, die von allgemeinem Interesse sind. Das gemeinsame Werk „Besinnung auf das Heilige“¹⁵ war eine Dankesgabe an B. Welte. Dieser Buchtitel kann das Thema des zweiten Abschnittes dieser Literaturübersicht sein; zwei Bücher von B. Welte sind in den Mittelpunkt zu stellen: „Auf der Spur des Ewigen“¹⁶ und „Heilsverständnis“¹⁷. In beiden führt Weltes meditatives Denken zur Offenheit für das Ganze.

Speziell um die Gottesfrage in unserer Zeit geht es in dem aus einem Radioseminar entstandenen Sammelband, den H. J. Schultz herausgegeben hat¹⁸. Nach einer einleitenden Meditation von K. Rahner wird das Thema in 21 Beiträgen von drei Seiten aus (Durchblick durch die Gegenwart, Rückblick in die Geschichte und Ausblick auf die Zukunft) untersucht. Indem unsere Rede von Gott in Frage gestellt ist — keinesfalls die Existenz Gottes —, ergibt sich von selbst die theologische Relevanz.

„Die sowjetrussische philosophische Religionskritik heute“ hat F. Skoda untersucht¹⁹. Die ernüchternde Sachlichkeit der Darstellung macht Vorzug und Aktualität dieses Buches

⁹ Philosophische Prolegomena zu einer theologischen Hermeneutik. (254.) Patmos, Düsseldorf 1969. DM 25.—.

¹⁰ Glauben und Denken im Widerspruch? (136.)ewel, München 1969. DM 9.50.

¹¹ Hg. von H. Vorgrimler und R. Vander Gucht. (472.) Herder, Freiburg 1969, DM 56.—.

¹² Das dialogische Denken (F. Rosenzweig, F. Ebner, M. Buber). (394.) Herder, Freiburg 1967. DM 48.—.

¹³ Der Durchbruch geschichtlichen Denkens im 19. Jh. (440.) Herder, Freiburg 1967. DM 48.—.

¹⁴ Gott und das Denken nach Schellings Spätphilosophie. (331.) Herder, Freiburg 1968. DM 45.—.

¹⁵ (152.) Herder, Freiburg 1966. DM 16.80.

¹⁶ (470.) Herder, Freiburg 1965. DM 46.80.

¹⁷ Philosophische Untersuchungen einiger Voraussetzungen zum Verständnis des Christentums. (231.) Herder, Freiburg 1966. DM 24.80.

¹⁸ Wer ist das eigentlich — Gott? (290.) Kösel, München 1969. DM 12.80.

¹⁹ (160.) Herder, Freiburg 1968. DM 16.80.

aus, denn oftmals hat gerade in katholischen Kreisen ein mißverständlicher Dialogwille die Sicht auf das Ganze und Massive der gegenwärtigen parteigebundenen Religionskritik, die trotz ihrer Primitivität unter dem Deckmantel einer philosophischen auftritt, verstellt. Da der Autor Mitarbeiter am Sekretariat für die Nichtglaubenden ist, kann ihm sicherlich eine echte Dialogbereitschaft nicht abgesprochen werden. Dem Verlag käme gewiß die Verpflichtung zu, dieses Buch als Taschenbuch möglichst vielen zugänglich zu machen.

3. In der dritten Gruppe seien zusammenfassende, aber tiefgehende „Summen“ erwähnt, wobei die Bezeichnung als Summen mitmeint, daß hier das Gesamte von einem je eigenen Standpunkt aus selbständig reflektiert wird. Unter den Taschenbüchern steht „Herders kleines philosophisches Wörterbuch“²⁰ an erster Stelle. In diesem Bändchen, das jährlich mindestens eine Neuauflage hat, wird bei klarer Verständlichkeit mehr geboten als eine erste Einführung. Eine „Philosophie im Grundriß“ erschien von den beiden Jesuitenphilosophen J. de Vries und J. B. Lotz²¹. Anliegen des Buches ist, jene grundlegenden Erkenntnisse der Philosophie allgemeinverständlich darzulegen, auf die die christliche Glaubensverkündigung in ihrer rationalen Rechtfertigung immer wieder verweist. Dies geschieht durch die Darlegung der Frage nach der Wahrheit, der Frage nach dem Menschen, die jene nach Gott einschließt, und der Frage nach dem Guten. Bedauerlich ist, daß lediglich ein Grundriß scholastischer Philosophie geboten wird, ohne daß auf die Fragestellungen anderer — Kant ausgenommen — auch nur ein wenig eingegangen wird.

Einen „Dialog der Positionen“ (Untertitel) strebt L. Gabriel (Ordinarius für Philosophie in Wien) in seinem Buch „Existenzphilosophie“ an²². Ganz allgemein muß Gabriels Denken als integrales gekennzeichnet werden. Philosophie ist diesem Denker nicht esoterisches Wortspiel, sondern Dienst am Menschen, was auch seine jüngst gemachte Anregung einer Friedensuniversität in Wien beweist. Aus solcher Sicht kann man einen Dialog der Positionen wagen. Kierkegaard, Heidegger, Jaspers und Sartre erfahren in eigenen Kapiteln eine ausführliche Darstellung. Das Kapitel „Zugang zum Sein“ (202–277) bringt u. a. auch eine Interpretation des Denkens von Marcel, Camus, Ebner und Wust. Für den Theologen ist jene entschlossene Zurückweisung der dialektischen Trennung von Denken und Existenz (bes. 301 f) bedeutsam.

Daß I. Fetscher „beinahe sämtlichen katholischen Arbeiten Geschichtsfremdheit und ein gewisses Maß von Unverständnis für die Dialektik“ (241) in der Marxismuskritik nachsagt, soll Anlaß sein, seine auf diesem Gebiet hervorragende und von der (Ost-)Deutschen Zeitschrift für Philosophie (16. Jg. [1968], 628) nicht umsonst so heftig abgelehnte Studie „Karl Marx und der Marxismus“²³ zu erwähnen.

An den Abschluß dieser Übersicht sei ein Buch gestellt, das zwar nicht in den Bereich der Philosophie, sondern in den der Naturwissenschaften fällt, von dem sich Philosophie (und Theologie) sehr viel sagen lassen müssen (in beiden Bedeutungen des Wortes), wenn es auch gerade wegen der sicher sachlich begründeten Kritik von vielen Geisteswissenschaftlern abgelehnt wird: K. Steinbuch, „Falsch programmiert“²⁴. Es darf nicht übersehen werden, daß das nüchterne Denken der Naturwissenschaft daran ist, eine neue Ideologiekritik zu entwickeln.

²⁰ Hg. von M. Müller und A. Halder. Herder-Bücherei, Bd. 16.

²¹ (387.) Echter-Verlag, Würzburg 1969. DM 34.—.

²² 2. Aufl. (370.) Herold, Wien 1968. S 196.—.

²³ Von der Philosophie des Proletariats zur proletarischen Weltanschauung. (349.) Piper, München 1967. DM 14.80.

²⁴ Über das Versagen unserer Gesellschaft in der Gegenwart und vor der Zukunft, und was eigentlich geschehen müßte. (177.) Deutscher Taschenbuchverlag, München 1969.

Neue Romane als Provokation

FRISCHMUTH BARBARA, *Die Klosterschule*. (71.) Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1968. Dieses Erstlingswerk wirkt beim ersten Lesen als scharfer Angriff und bissige Parodie. Durch genaue Nachahmung des „Jargons“, der für klösterliche Erziehung typischen Sprache, und in der geschickten Montage mit Gemeinplätzen entlarvt Frischmuth (geb. 1941) in 14 Kapiteln nicht nur die Phrasenhaftigkeit der Sprache, sondern auch die der dahinter liegenden Gedanken. Obwohl sie das Buch nicht als bloßen Angriff auf katholische Erziehungsinstitutionen verstanden wissen will, sondern vielmehr auf alle totalen und damit totalitären Einrichtungen, die durch Tradition und Erziehung die Freiheit des Menschen beschränken, ist das kleine Buch außer als geistreich-amüsante Unterhaltung besonders für katholische Kreise eine Aufforderung zu Selbsterkenntnis und Selbstkritik.

G. F. JONKE, *Geometrischer Heimatroman*. (143.) Verlag Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1969.

Schon im Titel zeigt der junge Österreicher die Tendenz seines Romanes an, das Dorf nicht als „gesunde Idylle“, als „Blut-und-Boden-Modell“, sondern als modellhaften Schnittpunkt der Welt darzustellen. In lose aneinander gereihten Kapiteln wird durch minutiöse Beschreibung ein Bild des Dorfes entworfen, das immer mehr von einer totalen Bürokratie eingeschränkt wird. Die Lektüre ist durch kompliziert ineinander geschachtelte Beschreibungen, durch lange Aufzählungen, durch Parodie der Amtssprache für einen in moderner Literatur ungeübten Leser nicht leicht. Jonke versucht gerade durch die mathematisch genaue Beschreibung ein Gegengewicht zu den Heimatromanklischees zu bilden. Dabei schreckt er keineswegs vor Selbstironisierung zurück. Ein zwar schwieriger, aber wesentlicher Beitrag zum modernen Roman.

THOMAS BERNHARD. *Ungenach*. Erzählung. (93.) Verlag Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1968.

Thomas Bernhard (Jahrgang 1931) hat nach „Frost“, „Amras“, „Verstörung“ eine neue Erzählung vorgelegt. Wie früher nimmt er wieder eine dezidiert „moderne Position“ ein, indem er Wissenschaft und Poesie in spannungsreiche Wechselbeziehungen treten läßt und so eine neue Form der erzählenden Prosa schafft. „Ungenach“ nimmt ein Thema auf, das bereits in „Amras“ angeklungen ist: den Widerspruch zwischen dem Bild, das sich die einzelnen von der Wirklichkeit machen, und dieser Wirklichkeit selbst. Ein junger Mann reist in dieser Ich-Erzählung in seinen oberösterreichischen Heimatort, um eine Erbschaftsangelegenheit zu regeln. Mit der Vergangenheit konfrontiert entdeckt er, daß er auf alle Fragen, die ihm die Vergangenheit aufwirft, keine Antwort weiß. Weil er diese in Auflösung begriffene Welt – Symbol ist die Auflösung des Erbes – nicht versteht, macht er selber mit der Auflösung Ernst, indem er alle Brücken hinter sich abbricht. Oft überlange Passagen, die mit Schlagwortaufzählungen abwechseln, bereiten dem auf Bernhard nicht eingeleseenen Leser Schwierigkeiten; ihm sei zur Anfangslektüre dieses bedeutenden österreichischen Autors der 1965 erschienene Roman „Frost“ empfohlen.

GÜNTER GRASS, *Örtlich betäubt*. Roman. (358.) Verlag Luchterhand, Neuwied und Berlin 1969.

Grass scheint eine besondere Vorliebe für die von ihm erfundenen Gestalten zu haben, wie Tulla Prokriefke oder Oskar Mazerath, die in seinen ersten drei erzählenden Werken wiederkehren. Die Personen seines neuesten Romans treten fast vollzählig in seinem 1968 erstaufgeführten Drama „Davor“ auf. Wiederum versucht sich Grass in einem neuen Erzählstil: indem er den „Helden“ seines Romans, den Studienrat Eberhard Starusch, im 1. und 3. Teil des Romans im Stuhl seines Zahnarztes vor einem Fernsehbildschirm sitzen läßt, rechtfertigt dieser in fiktiven Gesprächen mit dem Zahnarzt seine Vergangenheit und stellt sich selber auf dem Bild-

schirm vor. Er verdrängt damit das jeweils laufende Programm und macht sichtbar, was er denkt oder sich einbildet. Die zeitliche Abfolge der Ereignisse wird aufgelöst: von Bild zu Bild (längerer Ablauf und Kurzszene) wird Vergangenheit gegenwärtig und vergeht die Gegenwart. Die Gleichzeitigkeit von Einst und Jetzt im Bewußtsein oder in der Einbildung des Studienrates korrespondiert mit der Gleichzeitigkeit der Bilder auf der Mattscheibe. 1. und 3. Teil entwickeln filmbildhaft das Leben des Studienrates; weil er oft versagte, erfindet er sich eine Vergangenheit, beruhigt sich mit Geschichten, die ihn so zeigen, wie er hätte sein können oder wollen; er möchte Gewalt gegen das Establishment, paßt sich aber wie die meisten an. Der 2. Teil, die Pause zwischen den zwei Behandlungen, umfaßt die aus „Davor“ bekannte Szene: des Studienrates Schüler Scherbaum plant, vor der Terrasse des Berliner Hotels Kempinski seinen Hund zu verbrennen, damit die Westberliner begreifen, wie ihre amerikanische Schutzmacht in Vietnam Krieg mit Napalm führt. Der Studienrat hat dafür Verständnis, fürchtet aber die Folgen und kapituliert, wie alle Erwachsenen, täglich vor den Verhältnissen. Wie die ganze Gesellschaft ist er gelähmt, „örtlich betäubt“, hat sich angepaßt. Diese Welt, an die er sich immer aufs neue anpaßt, ist aber brüchig. Der Roman spielt im Januar 1967; wenige Monate später demonstrieren die Studenten. Ein aktuelles Buch: in seinem Inhalt und seiner vollsaftigen Sprache ein echter Grass.

ANDREAS OKOPENKO, *Die Belege des Michael Cetus*. Erzählungen. (182.) Residenzverlag Salzburg o. J. Enthält außerdem: Zwei Schufte. Der Greis.

Aus Zeitungsberichten, Notizen der Freunde, Briefen und Tagebuchnotizen wird das Bild des sensiblen Michael Cetus aufgebaut, der trotz persönlichen Wohlstandes und Glücks Selbstmord begeht. Die immer alltäglicher werdende Gewalt sieht Cetus als Vorstufe eines neuen Totalitarismus und eines neuen Krieges; darum erscheint ihm der Freitod als provokatorische Tat subjektiv notwendig. Das Buch, vor zwei Jahren erschienen und unbeachtet geblieben, gewinnt heute durch die Verbrennung Jan Pallachs besondere Aktualität. In seiner bemerkenswerten Form – Verlegung des Erzählstandpunktes in die Montage von „Belegen“ – gibt es eine psychologisch interessante Erklärung für das Engagement der Jugend und für ihre Frustration gegenüber der Welt der Erwachsenen.

PETER HANDKE, *Die Hornissen*. (151.) Verlag Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1966. Als rororo-Taschenbuch 1968.

Der Kärntner Erfolgsautor (Jahrgang 1942) ist bekannt geworden durch seine Theaterstücke: „Publikumsbeschimpfung“, „Kaspar“ und „Das Mündel will Vor-mund sein“. Obwohl von rechts als zu modern, unsinnig und revolutionär, von links als bourgeois, idealistisch und weltfremd beschimpft, erreichen seine Bücher ungeahnte Auflagezahlen. Die Texte sind ein literarisches Ereignis, aber als solche oft nur wirklich Literaturkundigen zugänglich. Handke beschäftigt sich fast ausschließlich mit der Sprache, da sie für ihn die Welt konstituiert und unser Denken entscheidend beeinflußt. Minutiöse Beschreibungen, in denen die Wörter an die Stelle der Dinge treten, Zitate, Phrasen, ihre Entlarvung, Zerstörung von Sätzen und ihre Wiederausammensetzung, sind die Mittel, die wir in seiner Prosa immer wieder finden. Nur wer im Roman gern auf eine Fabel verzichtet, um an ihrer Stelle das Funktionieren der Sprache zu beobachten, sollte sich mit Handke beschäftigen.

GERHARD AMANSHAUSER, *Aus dem Leben der Quaden*. Eine Satire. (101.) Residenzverlag Salzburg 1968.

Der Erzähler, der sich von den Verpflichtungen der Gesellschaft nach Erfolg und Reichtum freigemacht hat und sich vom Leben treiben läßt, betrachtet sein Untermietzimmer als Versuchsstation unter fremden Wesen, den „Quaden“. Aus dieser detachierten Betrachtung kommt Amanshauser (geb. 1928) oft zu treffsicherer Gesellschaftskritik, doch verliert die Satire an Schärfe, wenn der Erzähler selber immer wieder in den Mittelpunkt seiner Geschichte rückt.